

(Nachdruck verboten.)

61

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweißel.

Dieses Verderben mochte Regine an jenem Nachmittage, der dem Amtsrichter von Altenbach Gelegenheit gab, sich in seine Burschenzeit zurückzusehen, drohender denn je über Mariens Haupt schweben sehen. Jedenfalls war Regine keinen solchen Versuchungen ausgesetzt worden wie Marie und zugleich fand sie das Benehmen des Gesellen gegen die Studenten durchaus ungebührlich. Mit welchem Rechte erlaubte sich derselbe solche Frechheiten gegen die Gäste des blauen Engels? Und nun schwakte Marie noch mit ihm, statt die Krüge wegzuräumen!

Marie folgte dem Rufe der Herrin mit Ergebung in ihr Geschick. Aber Regine entfuhr in ihrer selbst aufreizenden Leidenschaftlichkeit eine Bezeichnung des Maurers, welche Marie einen Schrei auspreßte und es war, als ob derselbe die Kruste der willenlosen Fügung über ihrem Herzen geborsten hätte. Sie erhob Widerspruch gegen den Schimpf, welchen Regine dem Maurer zufügte. Zwar tat sie es schüchtern und mit Tränen in den Augen, aber sie widersprach dennoch. Regine war so überrascht davon, daß ihr eine Sekunde lang die Sprache versagte. Zum Glück trat, bevor sich Regine von ihrem Staunen erholt hatte und die augenblicklich gefesselte Wut mit verstärkter Heftigkeit wieder hervorbrechen konnte, der Wirt dazu und schickte Marie nach den Krügen in den Garten.

Marie eilte zitternd fort. Es war das Zittern über ihre eigene Kühnheit. Sie begriff nicht, woher sie den Mut genommen, der heftigen Regine zu widersprechen, und zwar um eines Menschen willen, mit dem sie bis auf den heutigen Abend nie mehr gesprochen hatte als: guten Tag! und: dank schön! Sie hätte wohl schon öfter Gelegenheit gefunden, Leute gegen Regine zu verteidigen, denn die scharfe Zunge derselben bohrte gern in den guten Namen der Abwesenden ein Loch, oder erweiterte dasselbe behaglich, wenn andere Leute bereits vorgebohrt hatten. Warum hatte Marie nun diesmal die Partei des Abwesenden ergriffen? Ihre bleichen Wangen röteten sich bei dieser Frage. Aber es war gewiß nur Dankbarkeit dafür, daß sie Nehring gegen den zudringlichen Studenten beschützt hatte. Sie erröte noch glühender, als sie an diese Zudringlichkeit dachte.

O, sie war dem jungen Gesellen so dankbar! Die Lebhaftigkeit dieser Empfindung war so natürlich; denn zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie jemand in Schutz genommen und es lag für sie eine ungekannte Süßigkeit in der Vorstellung von der Ruhe und Nachdrücklichkeit, mit der sich zu ihren Gunsten Nehrings überlegene Kraft gegen den Studenten geltend gemacht hatte. Als Marie spät abends todmüde auf ihr Lager sank, sann sie darüber nach, wie sie dem Maurer ihre Dankbarkeit so recht beweisen könnte. Sie nahm sich vor, ihn so aufmerksam wie keinen zu bedienen. Sobald er am Feierabend heraufkäme, sollte er auch gleich seinen Krug Bier erhalten. Das war alles, was die Arme für ihn tun konnte.

Am folgenden Morgen freute sie sich des schönen Wetters. Es war ihr innerlich so wunderbar leicht, und ihr erstes Geschäft bestand darin, daß sie einen von den Bierkrügen nochmals spülte und dessen zinnernen Deckel nochmals putzte, daß er wie neues Silber glänzte. Dieser Krug sollte für Gottlieb Nehring sein. Sie stellte ihn beiseite. Nehring pflegte auch am Sonntag in dem Garten des blauen Engels nicht zu fehlen. Der schöne Tag lockte viele Gäste aus Altenbach an; doch wie auch Marie nach dem jungen Gesellen ausschaute, er ließ sich nicht blicken.

Auch der alte Lampe, welcher Sonntags einen Freischoppen in dem blauen Engel erhielt, wunderte sich über sein Ausbleiben. Der alte Lampe vermischte in ihm seinen sonntäglichen Gesellschafter. Nehring pflegte sich zu ihm an seinen bescheidenen Platz fernab von den übrigen Gästen zu setzen. Sie waren gute Bekannte durch den Brückenbau im Tale geworden. Der ehemalige Schulmeister hatte ja nichts mehr auf der weiten Welt zu tun, und so verbrachte er manche Stunde

des Tages damit, den Arbeitern drunten zuzuschauen und mit ihnen zu plaudern. Nehring stand ihm Rede, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen, und wenn er sich dann eine Pfeife stopfte, so reichte er seinen Tabaksbeutel auch dem Alten, der manche Pfeife kalt rauchte. Du lieber Gott, wo hätte ein zur Ruhe gesetzter Schulmeister das Geld zu Tabak hernehmen sollen? Und der alte Lampe rauchte mit der Leidenschaft eines Professors. Auch sein Vesperbrot teilte Nehring oft mit ihm. Dafür hatte der Alte den jungen Gesellen in sein Herz geschlossen. Er rühmte ihn als klug und brav. Ja, der Nehring hat mehr Verstand in seinem kleinen Finger, sagte er, als mancher, der im Schulrat sitzt.

3.

Der Verdacht.

Gottlieb Nehring war aus einem Dörflein in der Ebene draußen gebürtig. Sein Unglück wollte, daß seine Mutter einen Better besaß, welcher der edlen Schneiderkunst oblag. Das schien ein Wink des Himmels und Gottlieb wurde zu dem Oheim Schneider in die Lehre getan. Der Oheim war von der Würde seines Handwerks zu sehr eingenommen, als daß er dem Neffen eine von den Plagen hätte schenken sollen, durch die ein Lehrling sich bis zu dem Fegefeuer des Gesellenstandes hindurchzuwinden hat. Der Oheim hegte die Ueberzeugung, daß das Handwerk zugrunde gehen müßte, wenn man den Lehrlingen eine von diesen Plagen erlassen wollte. In den Kunstversammlungen zeichnete er sich als ein nachdrücklicher Eiferer für das gute Alte aus. Gottlieb Nehring begann daher seine Lehr- und Blagejahre mit Holschpalten, Wassertragen, Stiefelwichsen, Kinderwarten, Kurz, mit allen möglichen Dingen, die mit der Kunst, in der er eines Tages ein Meister sein sollte, nicht das geringste zu tun hatten. Das erste Jahr wäre sicher dahingegangen, ohne daß er gelernt hätte, eine Nadel einzufädeln, wenn das Schicksal nicht plötzlich den Faden seiner Geduld zerrissen hätte. Nichts behagte Gottlieb weniger als das Handwerk, für welches man ihn bestimmt hatte. Er wäre gern ein Maurer geworden. Die Neckereien, welche der große, breitschulterige Bursche von anderen Lehrlingen wegen seines Berufes zu erdulden hatte, trugen eben nicht dazu bei, ihn mit Nadel und Scheere auszuöhnen. Indessen ertrug er diese und manche andere Unbill mit der Geduld, welche die Natur als Gegengewicht an große körperliche Kraft hängt hat.

Als Gottlieb eines Tages beim Wasserholen nach des Oheims Berechnung zubiel der kostbaren Zeit verloren hatte, empfingen den Heimkehrenden ein paar Maulschellen von der dünnen Meisterhand. Es waren nicht die ersten, welche Gottlieb erhielt, und er würde sie zu den übrigen getan haben, wenn sein Blut nicht noch in Wallung von dem Faustkampf gewesen wäre, den er eben mit einem Schusterburschen am Brunnen bestanden. So flog seine Langmut gen Himmel, ein plötzliches Sturzbad ergoß sich mit gewaltigem Schwall aus Gottliebs Eimer über den Meister. Gottlieb wartete nicht, bis sein starr und triefend dastehender Lehrherr sich getrocknet haben würde.

Auf der Straße atmete er froh auf. Kein Schneider mehr! jauchzte es in ihm und der Himmel erschien ihm noch einmal so blau. Indessen wurde seine Freude nur zu bald durch die Erwägung gedämpft, daß ihn zu Hause der übelste Empfang erwartete, wenn er mit der Botschaft sich einstellte, daß er dem Oheim aus der Lehre gelaufen sei. Die Mutter hielt zu große Stücke auf den Better und Gottlieb hatte acht Geschwister daheim, deren gesunder Appetit den Vater oft mit Verzweiflung erfüllte.

Mit diesen Erwägungen stand er vor einem Hause still, welches im Bau begriffen war. Er sah den Meister mit dem Altgesellen auf dem Gerüste herumgehen, und er entschloß sich kurz.

Ein Maurer, dessen Werke gen Himmel ragten und noch stolz dastanden, wann ihrem Gründer schon lange kein Zahn mehr weh tut, hatte ihn immer ein ganz anderer Mann als ein solcher Schneider gedünkt, der sein Leben lang mit gekreuzten Beinen über der Stüle saß. Diese Stüle

namentlich mißfiel Gottlieb im höchsten Grade. Als der Meister den Bauplatz verließ, wendete sich Gottlieb an ihn und trug seine Dienste an. Der Meister wollte ein ernstes Gesicht machen, als ihm Gottlieb die Vadezeme erzählte, allein es gelang ihm nicht. Er mußte lachen, die offene, ehrliche Miene des Burschen gefiel ihm, und Gottlieb ward nach einigen Unterhandlungen mit dem Oheim und dem Vater ein Maurerlehrling.

Leicht hatte es Gottlieb auch in seinem neuen Handwerk nicht; aber das gefiel ihm, und er dauerte redlich die sechs Jahre aus, welche für seine Lehrzeit bedungen worden, da der Meister außer seiner Beföstigung auch seine Bekleidung übernommen hatte. Wie hat vielleicht ein junger Gesell seinen Gut schierer und stolzer auf dem rechten Ohr getragen als Gottlieb.

Aber leider mußte Gottlieb den Gesellenhut gar schnell mit der Soldatenmütze vertauschen. Statt in die weite Welt hinaus zu wandern, wie er es sich während des letzten Lehrlingsjahres so herrlich geträumt hatte, mußte Gottlieb des Königs Noth anziehen. Das waren drei harte Jahre! Aber ein Gutes hatten sie doch für Gottlieb, wenn derselbe auch unterdessen nicht wenig in seinem Handwerk zurückkam. Er war eben kein sonderlicher Gelehrter gewesen, als er zu dem Oheim in die Lehre gekommen. Nun trieb ihn der Ehrgeiz, sich den Unterricht in der Militärschule bestens zu Nutzen zu machen. Es war freilich nicht viel, was er dort lernen konnte, aber er lernte es leicht, denn er hatte einen guten Kopf. Auch blieb ihm von jener Zeit die Lust an Büchern. Er las gern und er war stolz darauf, daß er mehr und manches besser als seine Kameraden wußte.

Mit einem guten Führungsattest und dem Zwangspasß des Wanderbuchs in der Tasche, griff er endlich nach dem langersehnten Knotenstock. Die drei Soldatenjahre mochten wohl die Schuld tragen, daß er das Wandern schon nach kurzer Zeit nicht mehr so angenehm fand, als er es sich in seinen Lehrjahren und später ausgemalt hatte, wann er aus seiner Stube auf den öden Kasernenhof geschaut, oder zum Rußen der Kartoffeln kommandiert war. Das Bajonettfechten war ihm leicht geworden, aber das Fechten mit dem wachstuchernen Gut in der Hand kam ihm schwer an. Seine Reisegefährten schalken ihn hochmütig; allein er konnte nicht dafür, daß er seinen Hauptmann so oft hatte wiederholen hören: Ein Soldat, der keine Ehre im Leib hat, der taugt dem Teufel zu nichts! Die Ehre, welche der Hauptmann fortwährend im Munde führte, war Gottlieb durch den Noth gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wir und die Soldaten.

„Wenn jemand von den Gefangenen Deinen Anordnungen nicht gehorcht, so hast Du ihn niederzuschießen.“

Wenn die Gefangenen an Dich Ansprachen halten, so gebrauchst Du ebenfalls das Gewehr und schießt sie nieder.

Verstanden!“

Zu Befehl!“

Diese Anordnungen wurden mit überlauter Stimme gegeben, damit wir Gefangenen sie ebenfalls hörten. Sie wiederholten sich jedesmal, wenn die Patrouille gewechselt wurde, also alle zwei Stunden.

Der Offizier entfernte sich, der junge Soldat blieb allein in der befremdlichen und schaurigen Rolle unseres Wächters und eventuell Seners.

Klapp, Knapp — tra! Er machte das Gewehr auf und sah nach — die scharfe Patrone lag an ihrem Platze. Er schloß das Gewehr und schulterte es mit selbstzufriedenem Lächeln. Es hebt immer das Selbstbewußtsein und erfüllt mit Genugtuung, wenn man eine tüchtige Wadewaffe in der Hand hat. So sind wir Menschen!

Der Soldat begann seinen einförmigen Gang hin und zurück entlang der Gefängniswand. Ab und zu warf er einen schüchtern neugierigen Blick nach der vergitterten Fensterfront. Es waren lauter Hölzerzellen der „Politischen“ — und der solches wußte, es wurde ihm eingeschärft, daß das die schlimmsten wären. Schlimmer als die Zuchthäusler, schlimmer als Räuber und Mörder. Die gefährlichsten von allen Verbrechern! In seinem Gehirn bildete sich die Vorstellung einer menschlichen Weste. Die er aber sah, waren harmlose junge Menschen, man sah ihnen nichts Schlimmes an, sie machten vielmehr durch ihr ruhiges und sicheres Benehmen, durch die fleißige Art, wie sie in ihren Büchern und Skripturen herumtrant, einen angenehmen Eindruck.

„Wie soll man da noch den Menschen trauen! Sehen so anständig aus und sind doch — solche Kerle!“

Auf einmal blieb er stehen. In einem Fenster erblickte er einen Würdigen alten Herrn mit einem arauen Vollbart. „Wie kommt

denn der da hinein? So was!“ Wütend würde er zornig: „Gegen Chron und Vaterland? Na, warte nur!“ Er packte sein Gewehr fester. „Die wollen wir es schon heibringen!“ Gerade der Alte mit dem ruhigen und zugleich eindringlichen Blick der bebrillten Augen reizte ihn am meisten.

Alles blieb ruhig. Die Zeit begann unserem jungen Soldaten lang zu werden. Er brütete vor sich hin, wollte vielleicht in Gedanken in seinem heimatischen Dorfe. Auf einmal wurde eine Stimme vernehmbar, klar und gelassen.

— Es wird langweilig. Wollen wir was vorlesen?

Die Schildwache spitzte die Ohren. Doch alles blieb still. Dann nach einer Weile, aus einem anderen Fenster:

— Ich hab was!

— Was denn!

— Es ist sehr interessant.

— Na man los!

Und abermals trat Stille ein. Nichts rührte sich. Sollte er eingreifen? Er wartete. Nach einiger Zeit erschallt eine tiefe, klare männliche Stimme, — die gemessen und scharf betonend sprach:

„Hört zu!“

„An das Volk!“

Die Duma ist aufgelöst worden, weil die Vertreter des Volkes Land für die Landlosen und politische Rechte für die Entrechteten verlangt haben. Die Vertreter der Bauern und Arbeiter sind nach Hause geschickt worden, die Geldleute, die Gutsbesitzer und die Generale, die die russische Armee ruiniert haben, beherrschen den Staat.“ — — —

Der junge Bauernbursche, den man in die Uniform gesteckt hatte, wurde stuhlig. Wirklich, weshalb wurde denn die Duma aufgelöst? Er hörte aufmerksam zu.

Das Flugblatt wurde zu Ende gelesen. Das Ganze war ein Spiel mit verteilten Rollen, das wir mehrmals am Tage wiederholten. Nun beobachteten wir die Wirkung. Wurde der Soldat nachdenklich, verlegen, dann hatte es offenbar eingeschlagen. Dann begann jemand von uns nach einer Weile:

„Brüderchen, wie geht's? Du mußt doch wohl mit uns?“

Der Soldat warf ihm einen bösen Blick zu.

„Du brauchst ja nicht zu antworten. Wir wissen es, daß man Dir den Mund zugebunden hat. Der Soldat darf nicht sprechen, darf auch nicht denken, darf kein Gefühl haben. Der Soldat ist nur zum Prügeln und zum Schießen da.“

Weshalb verbietet man Dir aber, mit uns zu sprechen? Was liegt daran, wenn wir uns mit Dir unterhalten? Aber, siehst Du, man fürchtet uns, weil wir die Wahrheit sagen. Du sollst uns töten, damit Du die Wahrheit nicht zu hören bekommst. Nicht uns fürchtet man, sondern die Wahrheit.“

Manchmal wurde die Unterhaltung auch anders eingeleitet. Da begann jemand, gleichsam vor sich hin, aber recht laut:

Wie ich mir hier diese Schildwache ansehe, muß ich denken: wie leicht sich die Menschen narren lassen und mißbrauchen lassen! Dieser junge Mensch soll uns totschießen, und er wird es auch tun, — aber wofür? Er kümmert sich nicht darum. Ihm ist es befohlen worden! Und ein Menschenleben ist hin. „He, Du! Weißt Du denn auch, weshalb wir gefangen gehalten werden?“

Die meisten geben keine Antwort, was selbstverständlich uns nur eine willkommenere Gelegenheit war, ihnen die nötige Aufklärung beizubringen. Manchmal aber rief uns einer grinsend entgegen:

„Schurken seid Ihr! Verbrecher!“

„So? Das also ist Deine Meinung? Weil wir gefangen sind, so sind wir auch schon Verbrecher? Du bist ja selbst ein Gefangener. Du darfst ja nicht aus der Kaserne heraus. Du mußt gehorchen, was man Dir auch sagt. Du bist schlimmer dran, als der Leibeigene beim Gutsherrn. Du bist ein Sklave. Uns aber hat man hinter Schloß und Riegel gesteckt, weil man mit uns nicht fertig wird. Wir gehen nicht nach. Wir ersprechen nicht vor den Gewehrlugeln, geschweige schon vor der Kommandostimme — wie Du! Wir kämpfen für die Freiheit des Volkes. Auch für die Rechte der Soldaten. Daß man Euch nicht prügelt und schikaniert.“

Reiz sich erst die Schildwache in einen Disput mit uns ein, so war die Sache gewonnen. Beim Ablösen blinzelte uns wohl der Soldat verstohlen zu, das nächstemal bat er selbst, man möge doch was vorlesen. Widersprach schon der erste Eindruck, den er von uns empfing, den Vorstellungen, die ihm die Militärbrigade suggerierte, so standen uns ja Tatsachen genug zur Verfügung, um den ganzen reaktionärpatriotischen Spul zu zerstreuen.

Unsere Einwirkung auf die Soldaten war so offensichtlich, daß das Militärkommando alles aufbot, um den einzelnen Mann möglichst selten vor unseren Fenstern erscheinen zu lassen. Um die Ablösung — Tag und Nacht alle zwei Stunden — aufrechtzuerhalten, mußte deshalb eine weit größere Anzahl Leute verwandt werden. So defilierten mehrere Kompagnien an uns vorbei. War auch die Einwirkung auf den einzelnen weniger groß, als wenn wir längere Zeit mit ihm verkehrt hätten, so ging doch unsere Propaganda auf diese Weise mehr in die Massen, und die Nachwirkung in der Kaserne, wo die Leute in Gespräche ihre Wahrnehmungen austauschten, mußte umso größer sein.

Ab und zu stießen wir auf einen rabiaten oder stumpfsinnigen Gefellen, mit dem nichts zu machen war. Dieser schrie uns an:

„Schweig!“

„Nanu, Freundchen“, riefen wir entgegen: „Nur nicht so bisio!“

„Schweig, sonst schieße ich!“

Nun ließ es nicht beigeben. Denn wollten wir uns durch Drohungen einschüchtern lassen, so wäre unsere Autorität in der Kaserne rettungslos verloren gewesen.

„Da, seht doch diesen Kerl! Man gab ihm einen Schießprügel in die Hand, jetzt glaubt er, die Welt kommandieren zu können. So einer kennt weder Scham und Gewissen. Er würde selbst auf seinen eigenen Bruder schießen.“

Mit zusammengedrücktten Rippen und böß aufleuchtenden Augen legte der Soldat an. In diesem Augenblick stürzten wir alle zu den Fenstern.

„Schieß zu! Hier sind wir. Kriegst eine Auszeichnung dafür und ein Gläschen Schnaps auch noch dazu. Ein Menschenleben für ein Gläschen Schnaps! Wie lange bleibst Du beim Militär? Drei Jahre, dann lehrst Du nach Hause zurück und kommst vor Vater und Mutter renommieren, daß Du indessen ein Mörder geworden bist. Wenn Du sie noch findest. Denn indessen wird sie vielleicht gerade so ein Kerl wie Du bereits totgeschossen haben!“

Man bedenke, daß dies zu einer Zeit war, da Tausende von Bauern von den Strafexpeditionen niedergeschossen wurden, um die Wirkung dieser Worte zu begreifen.

Der Soldat ließ ab und tat, als ob wir für ihn nicht mehr da wären.

So trieben wir Propaganda unter dem Militär im Verbanntengefängnis zu Petersburg.

Und einmal — es war, nachdem wir bereits nach Moskau gebracht waren — trat in dem gleichen Verbanntengefängnis in Petersburg eine Genossin ans Fenster und sprach einige Worte zum Militärposten. Da legte der Kerl an und drückte los, und das blutjunge Kind sank tot zu Boden . . .

Pv.

Kleines feuilleton.

Technische Sprachforschungen. Für praktische Zwecke wie zur Belehrung aller, die an der Entwidlung der Technik und ihren Eigentümlichkeiten Anteil nehmen, ist es mit großer Genugtuung zu begrüßen, daß neuerdings große Anstrengungen zu einer übersichtlichen Sammlung sämtlicher technischer Ausdrücke gemacht werden. In der Wissenschaft ist die Namengebung weit mehr nach zum Teil altgewohnten Gesetzen geregelt, indem bei der Notwendigkeit, neue Namen etwa für neue Tier- oder Pflanzenarten zu erfinden, einfache Wortbildungen aus dem Griechischen oder Lateinischen gewählt werden, die gewöhnlich gleichzeitig gewisse Eigenschaften des betreffenden Organismus bezeichnen. Häufig werden auch Personennamen dabei verwandt, und es gibt kaum einen hervorragenden Naturforscher aus den biologischen Wissenschaften, der nicht auf diese Weise in einer ganzen Anzahl von Namen lebender oder ausgestorbener Organismen verehrt wäre. Auch in der Mineralogie verfährt man nach ziemlich bestimmten Rezepten, indem die Mineralien auch entweder mit hauptsächlich griechischen oder von Personennamen abgeleiteten Bezeichnungen belegt werden, und zwar fast stets in der Weise, daß die Endung „it“ angehängt wird. Auf diese Art kommen die sonderbarsten und unerfreulichsten Namen zustande, wie etwa Freieslebenit, Mikridenit, Binnwaldit und viele andere. Der Namensschatz der Technik hat gegenüber dem der Wissenschaft verschiedene Eigentümlichkeiten. Einmal ist viel mehr und häufiger Veranlassung zu seiner Vermehrung gegeben, und ferner gibt es keine Regel, an die sich die Schöpfer neuer technischer Namen halten könnten oder wollten. Nur in einigen Fällen hat sich eine gewisse Gewohnheit nach einer bestimmten Richtung eingebürgert. Nachdem die X-Strahlen entdeckt waren, folgten beispielsweise die N-Strahlen, auch M- und Y-Strahlen hinterher, von denen später allerdings nicht viel mehr zu hören gewesen ist. Auch sonst sind gewisse Gruppenbildungen hin und wieder zu erkennen. Im großen und ganzen verdient die technische Nomenklatur eine eigene Sprachforschung, die auf ziemlich große Schwierigkeiten zu rechnen hat, dafür aber auch in vielen Punkten von allgemeinstem Interesse ist. Einige fesselnde Beispiele dafür gibt ein Mitarbeiter der „Nature“, wobei sich übrigens noch eine weitere Eigenart des technischen Sprachschates zeigt, die nicht gerade zu loben ist, indem die verschiedenen Sprachen mit Bezug auf technische Ausdrücke verhältnismäßig große Selbständigkeit bewahrt haben, so daß es in der Technik für die verschiedenen Nationen nicht so leicht ist, sich untereinander zu verständigen wie in den meisten Wissenschaften.

Wer die Arten, nach denen technische Ausdrücke entstehen, in wohlgeordnete Klassen bringen wollte, müßte schon ein ausgezeichneter Systematiker sein, denn es herrscht hier, wie schon gesagt, eine außerordentliche Regellosigkeit, und daher wollen wir uns auch nicht weiter dahin bemühen, sondern einfach die besonderen technischen Bezeichnungen herausgreifen und ihrer Entstehung auf den Grund zu gehen suchen. Nehmen wir das gutdeutsche Wort Weiche, so ist es wahrscheinlich zur Bezeichnung der bekannten Vorrichtung an Eisenbahngleisen zuerst entstanden, und seine Stammung von dem Begriff des Ausweichens ist durchaus klar. Eigentümlich dagegen ist die Uebertragung desselben Wortes auf den elektrischen Umschalter, der gleichfalls, allerdings im englischen Sprachgebrauch häufiger als im deutschen, als Weiche bezeichnet wird. Unter Salamander werden gewisse Arten von eisernen Riegeln bezeichnet. Die Veranlassung ist auch hier ziemlich

deutlich und hat vielfache Parallelen im heutigen Reklamewesen, das ja zuweilen das Unmögliche in der Erfindung von Namen leistet. Vom Salamander besteht nämlich eine urale Sage, daß er durch Feuer nicht umzubringen sei und in diesem Element ohne Gefahr zu leben vermöge. Größere Schwierigkeiten bereitet die Deutung des Wortes Tender für die Anhängelwagen der Lokomotiven, die den Vorrat an Kohle und Wasser mitführen. Die Bezeichnung ist wohl aus dem Lateinischen gebildet worden, aber in einer Uebertragung, die nicht ganz durchsichtig ist, da das entsprechende lateinische Wort soviel wie austretend bedeutet. Häufig übernimmt die Technik auch Worte des gewöhnlichen Sprachgebrauchs, zuweilen aber unter höchst merkwürdigen Wandlungen der ursprünglichen Bedeutung. Eine besonders interessante Geschichte besitzt der Begriff Pol. Der älteste Stamm dieses Wortes ist wiederum in der lateinischen Sprache zu finden, wo er eine Achse bezeichnet, um die sich ein Körper dreht. Selbstverständlich wurde das Wort daher auf die Erdachse übertragen und dann nach dem bekannten Gesetz pars pro toto (der Teil für das Ganze) auf die Enden dieser Achse, die heute noch allgemein Pole genannt werden. Eine ganz neue Wendung bekam der Begriff durch seine Uebernahme in die Physik, wo man von elektrischen und magnetischen Polen spricht, die nun mit einer Drehungsachse gar nichts oder nur bedingt etwas zu tun haben. Jetzt haben auch Batterien von elektrischen Elementen und Dynamomaschinen ihre Pole. Umgekehrt gehen auch Worte, die zuerst für die Technik oder ihre Grundwissenschaften erfunden wurden, später in den täglichen Sprachgebrauch über und erhalten dann sogar übertragene geistige Bedeutungen. Bekannte Beispiele dafür sind die Bezeichnungen magnetisch und amalgamieren. Auch das Wort App stammt aus der Technik. In einer ganzen Reihe technischer Ausdrücke könnte man auch ein poetisches Moment finden, das durch Analogien zum Ausdruck kommt. Wir erinnern in dieser Beziehung an Worte wie Sleeper (englisch Schläfer) für Eisenbahnschwellen, Bett für Schüttungen im Eisenbahnbau, Jackett für Kesselmantel; ferner die allgemeineren Begriffe Nase, Schaft (vom Pfeil hergenommen), Muff, Wurm, die in der Mechanik sämtlich eine große Rolle spielen. Bekannt ist die Hernahme des Wortes Torpedo von einem Fisch, der elektrische Schläge auszuteilen vermag. Der Ausdruck Ventil ist zuerst in der Anatomie gebraucht worden und daher in die Technik gekommen. Die „Sirene“ ist mit einigem ironischen Beigeschmack aus der Mythologie hergeholt. Erwähnung verdient auch die englische Bezeichnung Steelhard (Stahlhof) für die bekanntesten Arten der Schnellwaagen; sie stammt von dem Hof in London, wo von deutschen Kaufleuten Stahl verkauft und wo diese Art von Waagen benutzt wurde. Viele technische Worte sind geradezu aus bereits früher gebräuchlich gewesenen lateinischen und griechischen Worten hergeleitet oder auch absichtlich aus solchen zu neuer und besonderer Bedeutung herausgebildet worden. Für den ersteren Fall dienen Ausdrücke wie Kanalzylinder als Beispiele, für den zweiten eine große Menge jetzt ganz gewöhnlich gewordener Ausdrücke, wie Elektrizität, Telegraph, Telephon, Elektrotechnik, Dynamo, Mikrophon, Asbest, hydraulisch usw. In der Elektrotechnik gibt es 8 Worte, die insofern eine eigene Stellung einnehmen, als sie gewissermaßen durch ein Parlament von Sachverständigen geschaffen und dann zu allgemeiner Annahme gelangt sind. Dies sind die Bezeichnungen für die sogenannten elektrischen Einheiten. Zuerst entstanden die Ausdrücke Ohm und Volt nach dem deutschen Physiker Ohm und nach dem Italiener Volta. Später kamen Ampere, Coulomb und Farad (von Faraday) hinzu, die von dem internationalen Kongreß 1881 sanktioniert wurden, und schließlich seit 1893 noch Joule, Watt und Henry. Personennamen sind auch noch in anderer Art für technische Bezeichnungen verwandt worden. Sehr bekannt ist in dieser Hinsicht der Begriff des Makadam. Geradezu eine Erlösung mag es für viele, die über den Sinn von Worten noch nachzudenken pflegen, bedeuten, wenn sie den Ursprung des Wortes Tramway erfahren. Dies Wort, das leider auch in Deutschland in den verschiedensten schieflichsten Umformungen, z. B. die oder der „Tram“ oder „Trambahn“ gebraucht wird, ist an sich bereits eine Verballhornung. Ursprünglich hat es nämlich nach dem Erfinder Outrams Wagen geheißen, und Gott weiß, wer zuerst darauf gekommen ist, von diesem Wort die erste Silbe zu verschlucken. An die Erfinder bedeutender Neuerungen erinnern auch die Worte galvanisch, voltaisch und neuerdings die auf Roentgen und Marconi gemünzten Ausdrücke. Um diesen Erörterungen einen würdigen Schluß zu geben, können wir sie nicht besser enden als mit der Erklärung eines Wortes, das jetzt in allgemeinstem Umfang gebraucht wird und in seiner Entstehung ebenso unbekannt wie eigentümlich ist, nämlich das Wort Gas. Dies Wort ist für sich allein eine Erfindung. Sein Schöpfer ist ein holländischer Chemiker namens van Helmont, der vor etwa 300 Jahren gelebt hat. Dieser Forscher hat dafür eine Erklärung aufgegeben, die noch erhalten geblieben ist. Er gibt an, daß er zu der Notwendigkeit, einen neuen Namen zu erfinden, durch den Umstand gebracht wurde, daß das Wasser, wenn es in der Kälte verdampft, eine andere Art von Dampf entwidelt, als wenn es erhitzt wird. Den unsichtbaren Dampf der ersten Art nannte van Helmont Gas, und es gibt keine andere Erklärung dafür, als daß er dabei an das griechische Wort Chaos gedacht habe.

Physiologisches.

Menschenaugen und Fischeaugen. Von allen Sinnesorganen ist das Auge das feinste und komplizierteste. Selbst

das auch sehr komplizierte Ohr kann sich ihm nicht vergleichen, und das ist in der Verschiedenartigkeit der Aufgaben beider Organe wohl begründet. Denn das Ohr hat immer nur Töne und Geräusche wahrzunehmen, das Auge dagegen hat mehrere Arten von Pflichten zu erfüllen. Es muß zunächst Hell und Dunkel von einander unterscheiden, es soll dann die Umrisse oder Konturen von Gegenständen erkennen, und schließlich hat es noch die vielen verschiedenen Farben wahrzunehmen. Für jede dieser verschiedenen Aufgaben muß das Auge natürlich besondere Apparate besitzen, und alle diese Apparate müssen so angeordnet sein, daß keiner den anderen beeinträchtigt, sondern jeder von den anderen ungehindert arbeiten kann. Zu den auf diese Weise notwendig gewordenen Apparaten kommt nun noch einer, dessen Wichtigkeit keinem anderen nachsteht. Wir müssen nämlich Gegenstände, die verschieden entfernt vom Auge sind, dennoch mit gleicher Deutlichkeit erkennen können. Das Sehen kommt dadurch zustande, daß von dem gesehenen Gegenstand ein Bild auf dem eigentlich netzhäutigen Apparat des Auges, auf der Netzhaut, entsteht; aber wenn das Auge in seiner Anordnung fest und starr wäre, würden sich nur solche Gegenstände auf der Netzhaut abbilden, die sich in einer ganz bestimmten Entfernung von uns befinden; es muß also irgendein Teil des Auges veränderlich gestaltet sein, damit wir Gegenstände, die sich in verschiedenen Entfernungen von uns befinden, gleich deutlich sehen. Wir werden uns nicht immer sofort klar darüber, daß wir diese Fähigkeit besitzen, aber wir benutzen sie unbewußt fortwährend. In dem einen Moment betrachten wir den uns zunächst befindlichen Winkel des Zimmers, in dem wir uns aufhalten, im nächsten Moment die entfernteste Zimmerdecke; auf der Straße sehen wir jetzt einem uns begegnenden Menschen ins Gesicht, und kurz darauf spähen wir, ob die Straßenbahn, die wir benutzen wollen, an der nächsten Querstraße erscheint. Um alles dies erkennen zu können, haben Menschen und Tiere einen Anpassungsapparat in den Augen, mit dem wissenschaftlichen Namen Akkomodationsapparat genannt, der es uns eben ermöglicht, das Auge für die verschiedenen Entfernungen anzupassen und als hätte die Natur beweisen wollen, daß sie nicht in Verlegenheit sei, wie sie den Akkomodationsapparat herstellen müsse, hat sie sogar zwei Arten solcher Apparate konstruiert, von denen der eine bei den Menschen, Säugetieren und Vögeln vorkommt, der andere bei den niederen Tierklassen, besonders bei den Fischen. Immer handelt es sich um die im Auge befindliche Sammellinse, die die Lichtstrahlen so lenkt, daß sie sich zu einem Punkte auf der Netzhaut vereinigen. Bei uns Menschen, den Säugetieren und den Vögeln wird nun die Linse zur Aufnahme von Gegenständen aus verschiedenen Entfernungen dadurch geeignet, daß sie durch gewisse Muskeln bald straffer, bald weniger angespannt, mehr oder weniger gekrümmt wird; die Wirkung ist also etwa dieselbe, wie wenn wir bald eine Brille mit stärker gekrümmten Gläsern vornehmen, bald eine solche mit weniger gekrümmten Gläsern, und wir wissen ja, daß man bei Anwendung einer solchen Brille Gegenstände aus einer gewissen Entfernung deutlich sieht, mit einer anderen Brille Gegenstände aus anderer Entfernung. Bei den Fischen und wahrscheinlich auch bei den Reptilien dagegen fehlt diese Einrichtung der verschiedenen Krümmbarkeit der Linse. Aber sie besitzen dafür Muskeln, welche die ganze Linse bald mehr nach vorn schieben, bald mehr nach hinten ziehen. Dadurch wird dieselbe Wirkung erreicht, die wir bei unseren Theatergläsern dadurch erzielen, daß wir durch Drehen an einer Schraube das vordere Glas den betrachteten Gegenständen bald mehr, bald weniger nähern; dadurch entstehen, indem so das Glas auch bald mehr, bald weniger entfernt von der hinten im Auge befindlichen Netzhaut steht, auf dieser Bilder von verschieden entfernten Gegenständen, und in der Tat benutzen die Fische die Verschiebbarkeit ihrer Linsen zu demselben Zweck. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

Natronseen. Soda oder kohlen-saures Natron ist, wie bekannt, ein Bestandteil vieler Heilquellen, z. B. der Karlsbader. In diesen Wassern ist sie natürlich nur in geringen Mengen vorhanden, so daß sich eine Gewinnung aus diesen Quellen nicht lohnen würde, da ja die Soda künstlich zu sehr billigem Preise hergestellt werden kann. Die Soda kommt aber in größeren Mengen in den sogenannten Natronseen vor, die sich in Ägypten — schon seit alters her bekannt —, in Zentralafrika, längs des Kaspiischen und Schwarzen Meeres und in Kalifornien befinden. Aber auch von diesen Seen hat nur einer, der Owen's Lake, Ingo county, Kalifornien, größere wirtschaftliche Bedeutung erlangt. Neuerdings sind auch die Natronseen an der Bai von Adair als wirtschaftlich verwertbare Sodaquellen erkannt worden. Die Seen liegen in wüster Umgebung zwischen Sanddünen nur etwa 3000 Yards vom Meere entfernt. Die glühende Sonne bewirkt die Verdampfung des Wassers. Bei geeigneter Temperatur nun scheiden sich aus dem Wasser zahlreiche Kristalle reinen kohlen-sauren Natrons aus, so daß die Seen den Anblick von großen Massen von Schnee und Eis gewähren. Die mexikanische Regierung beabsichtigt, die Seen selbst auszubeuten, weil sie annimmt, daß sie dem Staat so große Reichtümer liefern können, wie die Salpetergruben der Republik Chile einbringen. Soda wird gegenwärtig bei der Einfuhr nach Mexiko an den Hafenplätzen mit 75 Dollar für 1000 Kilogramm bezahlt, während sie von der Adairbai für ein Drittel

dieses Preises zu beschaffen wäre. Nach Schätzung eines Ingenieurs bergen die Seen genug Natron, um 75 Jahre hindurch täglich 100 000 Kilogramm zu gewinnen. — Der Name Natron stammt übrigens aus dem Arabischen. Die aus den ägyptischen Natronseen austriallisierende Soda wurde Tro-na genannt. —

Humoristisches.

Süd-Westlicher Diwan.

Wenn der Schatal in der Ferne
Heult, die Sonne westlich sinkt,
Raht sich Schudmann der Laterne
Die in schwachem Schimmer blinkt.

Die in Heidelberg er übte,
Des Laternensichens Kunst,
Diese einstmal's vielbeliebte,
Sie erfreut sich seiner Günst.

Wandle ruhig nun im Dunkeln,
Zarte Gottentottenmaid,
Nur des Südens Sterne funkeln
Ueber deiner Sittsamkeit.

(Gottlieb im „Tag“.)

Notizen.

— **Der Theaterherbortruf und die Künstler.** Das Verhalten der Künstler zu dem leidigen Theaterherbortruf wird durch zwei charakteristische Beispiele gekennzeichnet. Als Rittner sich neulich im Lessingtheater als Florian Gejer von der Bühne verabschiedete, war er durch kein Beifallstößen zu bewegen, vor seinen „Gönnern“ Männchen zu machen. Ein Wiener Blatt weiß noch nachträglich pikante Details von dem Vorgange zu erzählen. Rittner — berichtet es — saß am Schluß der Aufführung, als alles nach ihm rief und schrie ganz gemühtlich in seiner Garderobe, hatte sich eingeschlossen und ließ niemand hinein. Als man ihn herauslocken wollte, meinte er: „Meinetwegen sollen sie bis morgen früh schreien und applaudieren, das ist doch schließlich dasselbe Volk, das mich auch gelegentlich angeblasen hat.“ „Aus ist's! Die Erde hat mich wieder!“ Er blieb also in seiner Garderobe, schminkte sich ab und verließ durch einen Nebenausgang das Theater.

Anders Richard Strauß, dessen „Salome“ Paris immer noch narkotisiert. Der Komponist pflegt hier am Schluß der Aufführung zu erscheinen, um sich zu bedanken. Trotzdem in Paris der Herbortruf des Autors nicht üblich ist und folglich niemand Strauß ruft. Das hat ihm eine etwas herbe, aber nicht ganz unverbiente Kritik der Schleierteängerin Troulanowa eingetragen, die mit den ausführenden Künstlern den Beifall auf die übliche Weise zu quittieren pflegte. Strauß verbot es ihr, weil die Tanzkunst eine inferiore Kunst sei, welcher diese Ehre nicht gebühre. Die Tänzerin antwortete schlagerfertig, wenn es etwas Inferiores gebe, so sei dies das Komödiantentum eines Mannes von Talent, oder der es zu sein glaubt, alle Abende auf die Bühne zu kommen und sich vor dem Publikum zu beneigen, welches das nicht verlangt.

— **Der unschuldige Herr Vonn.** Herr Vonn teilt uns mit: Das Drama „Staatsanwalt Alexander“ des Verlages Dreher, welches in meiner Abwesenheit am Berliner Theater aufgeführt wurde und Gelegenheit zu einer „Affäre“ bot, wurde abgesetzt, weil die Einnahme der letzten 3 Abende laut Kassenrapport 128, 127 und 62 M. betrug, 50 Aufführungen des Stückes, welche ein „Vertreter“ dem Verlag für den Druck einer Broschüre angeboten haben soll, die man überall um 100 M. drucken lassen kann, hätten mir demnach die Kleinigkeit von 60 000—70 000 M. gekostet.

Dieses Argument ist allerdings selbst für Idealisten maßgebend. Fragt sich nur, wer das Karndel war. Und die Gratisaufführungen, die sich Herr Vonn ausbedungen hatte?

— **Der Münchener Theaterstandal,** der so eilig zu Ende geführt wurde, scheint doch Folgen zu zeitigen. Es soll ein Immediatbericht von der Intendant eingefordert und eine Aufstellung der im Prozeß scharf angegriffenen Gagen verlangt worden sein. Andererseits will das Zentrum von einer Erhöhung der Theaterzuschüsse, die jetzt über 1 Million Mark ausmachen, aus der Zivilliste und einer eventuellen Erhöhung dieser nichts wissen. Aber zu einer halbwegs anständigen Befolgung der unteren Chargen wird es ja wohl auch so langen. Mit der Erfüllung dieser selbstverständlichen sozialen Forderungen ist freilich der totale künstlerische Niedergang des Münchener Hoftheaters, das eine führende Rolle in der deutschen Kunst spielen könnte, noch lange nicht wieder welt gemacht.

— **Radiotelephonie in Italien.** In der Heimat Marconis, des Erfinders der Radiotelegraphie, wurden kürzlich, wie die „Zeitschrift für Schwachstromtechnik“ mitteilt, die ersten erfolgreichen Versuche der Telephonie mit Herzschen Wellen veranstaltet. Die Versuche fanden zwischen dem Instituto telegrafico in Trastevere in Rom und der radiotelegraphischen Station in Monte Mario nach dem System des Professors D. Majoranna statt. Die Station Monte Mario berichtet, daß die Stimme klar und deutlich und mit genügender Schallstärke zu vernehmen war. Versuche auf größere Entfernungen stehen bevor.